

Hören, Schreiben, Sprechen und Stimme

Einleitung

Im folgenden Text geht es um das Hören, Schreiben, Sprechen und die Stimme. Das Hören, Schreiben, Sprechen und die Stimme beschreibe ich im Rahmen einer szenenhaft dargestellten Alltagssituation. Nach jeder Alltagsszene folgen allgemeine Überlegungen zu der Tätigkeit, die in der Alltagsszene beschrieben wurde.

Die Szene zum Hören spielt im Haus meiner Großmutter in Kirchbach im Gailtal. Ich bin vier Jahre alt, liege auf einem Diwan im Wohnzimmer der Großmutter und beschreibe, was ich vom Diwan aus höre. Die Szene zum Schreiben spielt während der Volksschulzeit in meinem Elternhaus im Wiener Bezirk Floridsdorf. Ich sitze in meinem Zimmer im ersten Stock des Hauses und verfasse einen Erlebnisaufsatz. Meine Mutter hilft mir beim Formulieren der Sätze, meine kleine Schwester spielt am Boden des Zimmers mit Bausteinen und im Nebenzimmer schreibt mein Vater am Computer einen wissenschaftlichen Aufsatz. Bei der Szene zum Sprechen sitze ich mit meiner Großtante, die mich vorher vom Kindergarten abgeholt hat, in einem Badener Heurigen und wir erzählen einander Märchen. Die Szene zur eigenen Stimme spielt während eines Gottesdienstes in meiner Heimatpfarre Maria Himmelfahrt, die in der Floridsdorfer Nordrandsiedlung liegt. Ich bin sechzehn Jahre alt und begleite den Sonntagsgottesdienst an der Orgel. Beim Singen eines Liedes versagt mir plötzlich die Stimme und ich bemühe mich darum, meine Stimme wiederzuerlangen.

Szene zum Hören

„Die Welt des Schalls erschließt sich dem Menschen über das Gehör. Durch das Ohr werden aus Schallwellen Hörempfindungen, Sprache und Musik, aber auch Krach und Lärm. Damit vermittelt das Ohr wie kein anderes Sinnesorgan dem Menschen ästhetisch und emotional höchst gegensätzliche Eindrücke“ (Hellbrück et al., 18).

Ich liege auf dem Diwan im Haus meiner Großmutter in Kirchbach im Gailtal und versuche einzuschlafen. Die tief stehende Abendsonne taucht die Landschaft vor dem Haus in ein rotgoldenes Abendlicht und ich weiß genau, das völlige Dunkelheit über das Gailtal hereinbrechen wird, wenn die Abendsonne hinter den hohen Gipfeln der Karnischen Alpen versinkt. Das Fenster ist offen und die milde Frühlingsluft strömt zu mir ins Wohnzimmer herein. Draußen ist es schon relativ warm, doch ein plötzlicher Luftzug lässt mich frösteln und macht mir bewusst, dass es vor kurzem noch Winter war und dass es noch gar nicht lange her ist, dass ich auf einer Anhöhe neben der Gail auf dem Schlitten durch einen tief verschneiten Winterwald gefahren bin. Ich wickle die alte Wolldecke meiner Großmutter fest um mich und starre auf den Plafond über mir. An der Zimmerwand über dem Diwan erblicke ich eine alte Heiligenfigur und darunter einen Porzellanengel. Mit nachdenklicher und ein wenig trauriger Miene blickt der Heilige zu mir auf das Bett hinab und man könnte meinen, er ärgere sich darüber, dass ich nicht versuche einzuschlafen, sondern mich immerfort von einer Seite auf die andere wälze und gedankenlos vor mich hinstarre. Im Gesicht des Engels erkenne ich ein schelmisches Lächeln, welches in völligem Gegensatz zum ernstesten Gesicht des Heiligen steht. Ich ärgere mich über die Engelsfigur, da ich das Gefühl habe, der Engel lacht mich aus und will mich durch seine heitere Miene vom Einschlafen abhalten. Nachdem ich dem Engel einige unartige Grimassen geschnitten habe, drehe ich mich auf die Seite und schließe die Augen. Durch die Wohnzimmerwand höre ich, wie sich im Nebenzimmer meine Mutter mit der Großmutter unterhält. Ich erkenne deutlich die laute Stimme meiner Großmutter, welche meiner Mutter gerade erzählt, wer im Dorf in den letzten Monaten gestorben ist, wer geheiratet hat, wer sich scheiden lassen hat und wer Kinder bekommen hat. Der Redefluss der Großmutter wird immer wieder durch die ebenfalls laute Stimme meiner Mutter unterbrochen. Meine Mutter stellt Zwischenfragen und ich vernehme deutlich, wie sich meine Mutter bei ihrer Mutter über ihre alten Spielkameradinnen

erkundigt. Außerdem fragt meine Mutter die Großmutter, wie oft sie das Grab des Großvaters, welcher vor knapp zwei Jahren beerdigt wurde, besucht. Als das Gespräch zwischen meiner Mutter und Großmutter auf die Kindheit meiner Mutter fällt, höre ich, wie sich im Nebenzimmer nach und nach ein Streit anbahnt. Die aufgeregten Stimmen meiner Mutter und Großmutter werden immer lauter und es macht den Eindruck, als wolle jede Stimme die andere durch Lautstärke und Heftigkeit übertönen und letztendlich zu Fall bringen. Das Streitgespräch geht bald in ein Geschrei über und nach einem heftigen Orkan aus zwei lauten Stimmen, Anschuldigungen, Vorwürfen und Forderungen herrscht Ruhe im Nebenzimmer. Nach einer Weile der völligen Stille nehmen die beiden Personen im Nebenraum ihr Gespräch von vorhin wieder auf und ich höre deutlich, wie die Großmutter ihre Erzählungen über die Dorfgemeinschaft fortsetzt.

Bald konzentriere ich mich nicht mehr auf die Unterhaltung der beiden Personen im Nebenraum sondern lenke mein Gehör auf das heitere Gelächter von Kindern, welche vor dem Haus der Großmutter Murmeln spielen. Ich höre deutlich, wie sich die Kinder über die bunten Farben ihrer Murmeln freuen und einander erzählen, welche Murmeln sie morgen im Dorfladen um ihr Taschengeld kaufen werden. Außerdem unterhalten sie sich darüber, welche Murmeln sie letzte Woche von ihren Freunden gewonnen haben.

Nach einer Weile entfernen sich die Kinder vom Haus der Großmutter und ich höre nur noch das Zwitschern der Vögel im Garten. Die Sonne ist bereits untergegangen und die anbrechende Nacht hüllt Kirchbach in eine friedliche Stille. Während ich mit geschlossenen Augen auf dem Diwan liege, höre ich aus dem Inneren meines Körpers das Rauschen des Blutes und das Schlagen meines Pulses. Nach jedem Pulsschlag durchzieht für einen kurzen Moment eine wohlige Wärme meinen gesamten Körper und ich spüre, wie meine Augenlider immer schwerer werden. Ich werde immer müder und könnte jeden Moment einschlafen.

Als ich schon fast eingeschlafen bin, werde ich durch ein plötzlich einsetzendes Geräusch wieder munter. Durch das offene Fenster ist eine Fliege in das Wohnzimmer hineingeflogen und sucht nun verzweifelt den Rückweg in die Freiheit. Für einige Augenblicke lausche ich dem monotonen Summen der Fliege, zudem sich immer wieder das Bellen eines Hundes in der Ferne mischt.

Als die Fliege aus dem Wohnzimmer hinausgeflogen ist, höre ich wieder ein Geräusch aus dem Nebenzimmer. Es kommt aus einem Radio mit schlechtem Empfang, welcher gerade Volksmusik abspielt. Durch das Rauschen des Radios vernehme ich deutlich die feierlichen Klänge eines Marsches, über die sich eine schwermütige Heimatmelodie legt.

Nach einer Weile wird die Marschmusik völlig vom Rauschen des schlechten Empfangs übertönt, so dass der Radio im Nebenzimmer ausgeschaltet wird. Für einen Moment tritt absolute Stille ein. Im Wohnzimmer ist es stockdunkel und ich lausche gespannt dieser ungewohnten Stille. Ich konzentriere meine ganze Sinneskraft darauf, ob ich irgendwo nicht doch ein leises Geräusch höre. Nein, ich täusche mich nicht...das ist die absolute Stille!

Gedanken zum Hören

„Von klein auf sind wir „ganz Ohr“, wir schwelgen in Ohrwürmern und erschrecken bei Lärm. Worte, Melodien, Stille, Bettgeflüster oder Propaganda finden durch das Ohr ihren Weg in unser Innerstes. Das Ohr besitzt also eine kognitiv-emotionale Doppelfunktion, die es dem Menschen erlaubt, die auditiven Botschaften zu entschlüsseln, zu bewerten und dann das eigene Verhalten danach auszurichten. Hörerfahrungen zu sammeln und das Gefühl, gehört zu werden, sind elementare Bestandteile des menschlichen Verhaltens“ (Schröder und Schwanebeck in Kahlert et al., 10).

Meiner Ansicht nach gibt es verschiedene Arten von Hören. Beim Verbessern von Arbeiten meiner Schülerinnen und Schüler höre ich fast immer klassische Musik, da mich diese Musik in eine gute Stimmung versetzt und mir viel Energie liefert. Zunächst höre ich noch genau auf die Musik, doch umso mehr ich mich in meine Verbesserungen vertiefe, desto stärker rückt die klassische Musik in den Hintergrund. Nach einiger Zeit höre ich der klassischen Musik nicht mehr bewusst zu, doch die intensiven akustischen Schwingungen, die beispielsweise ein monumentales Werk wie die fünfte Symphonie von Tschaiowski vermittelt, laden mich mit Energie auf und beschleunigen mich so in meinem Arbeitsprozess. Während einer längeren Verbesserungsphase blicke ich immer wieder einige Momente vom Schreibtisch auf und höre wieder bewusst auf die Musik im Hintergrund. Nachdem ich

eine Musiksequenz zu Ende gehört habe, besitze ich wieder genug Kraft, um mit meiner Arbeit fortzufahren.

Nicht nur das Hören von klassischer Musik sondern auch das Hören jener Musik, welche ich selbst am Klavier spiele, versetzt mich in eine positive Stimmung. Wenn ich ein Stück am Klavier übe, höre ich zunächst darauf, welche Passagen des Stückes ich noch unsicher spiele und in welchen Takten mir Fehler passieren. Wenn ich einen Fehler finde, nehme ich mir den Takt einzeln heraus und spiele diesen Takt so oft, bis der Fehler verschwindet. Wenn ich einen Takt beim Klavierüben sehr oft höre, gerate ich in einen tranceartigen Zustand, der mich immer weiter von meiner Musik wegführt und mich zu Gedanken verschiedenster Art anregt. Oft fällt mir gerade beim Klavierüben ein, wie ich eine Seminararbeit für das Studium gliedern könnte oder wie ich den Lernenden in meinem Mathematikunterricht ein mathematisches Problem verständlich und interessant erklären kann. Nicht nur beim Klavierspielen, sondern auch bei großer Müdigkeit habe ich ein interessantes Hörerlebnis. Bevor mir die Augen zufallen und ich in einen tiefen Schlaf falle, höre ich oft Stimmen in meinem Kopf, die sich über Themen, zu denen ich mir während des Tages Gedanken gemacht habe, unterhalten. Oft geben mir diese Dialoge interessante Denkanstöße, die mir beispielsweise beim Finden neuer Unterrichtsmethoden oder bei der Organisation des Studiums helfen.

Neben dem Hören von Musik und dem Hören von Stimmen bei großer Müdigkeit bin ich auch manchmal mit dem Hören von Störgeräuschen konfrontiert. Eine intellektuelle Arbeit wie das Verfassen eines Textes fällt mir neben einem laufenden Fernseher sehr schwer. In so einer Situation ertappe ich mich immer wieder dabei, wie meine Gedanken vom Text zu der gerade laufenden Sendung abschweifen. Um mich nicht weiter abzulenken, versuche ich, mich besonders intensiv auf den Text zu konzentrieren und so die Geräusche des Fernsehers im Hintergrund auszublenden. Im Zusammenhang mit dem Hören möchte ich noch kurz auf das Hören meiner eigenen Stimme eingehen. Oft frage ich mich, wie meine Stimme von meiner Umwelt wahrgenommen wird. Wenn ich selbst auf meine Stimme höre, habe ich das Gefühl, dass sie laut und klar ist. Wenn ich mich auf einem Video oder einer Audiodatei sprechen höre, bin ich immer wieder darüber erstaunt, dass meine Stimme anscheinend doch ein wenig anders klingt, als ich sie während des eigenen Sprechens wahrnehme.

Szene zum Schreiben

„War die Schrift seit der Antike das Medium zur Fixierung komplexer Verhältnisse unter der Autorität eines Sinnzentrums, so schlägt – relativ spät im Verlauf der Geschichte der Schrift – diese Medialfunktion in einen Selbstzweck um. Schreiben ist nicht mehr nur vordergründig das Verfahren zur Herstellung und Feststellung von Sinnstrukturen; Schreiben wird als Tat und Akt selbst zum äußersten Inbegriff von Sinn“ (Schärf, 7).

Über das Wochenende hat mir meine Frau Lehrerin aufgetragen, einen Erlebnisaufsatz zu einem Tag in den letzten Sommerferien zu verfassen. Ich gehe jetzt in die dritte Klasse Volksschule und das Schreiben von Aufsätzen fällt mir noch relativ schwer. Deshalb hilft mir meine Mutter beim Verfassen des Textes. Sie macht mich auf Rechtschreibfehler aufmerksam und gibt mir Ratschläge, wie ich meinen Erlebnisaufsatz spannend und abwechslungsreich gestalten kann.

Es ist Sonntagnachmittag und durch das große Fenster meines Zimmers scheint die matte Herbstsonne. Die Sonnenstrahlen treffen auf das Bild über meinem Schreibtisch, welches einen Schwarm von Vögeln an einem Flussufer zeigt. Vor meinem Heft steht eine bunte Vase, auf die ich während des Schreibens immer wieder blicke.

Ich sitze über meinem Heft und lasse mir die einzelnen Etappen einer Wanderung auf den Fujiyama, welche ich im letzten Sommer mit meinem Vater unternommen habe, durch den Kopf gehen. Ich beginne einen Satz, beschließe gleich darauf, dass der Satz nicht gut genug klingt und versuche danach, den Satz umzuformulieren. Nach ein paar Anläufen bin ich mit dem soeben verfassten Satz zufrieden und besinne mich auf den nächsten Punkt meines Erlebnisaufsatzes.

Meine Mutter sitzt neben mir am Schreibtisch, beobachtet mich beim Schreiben und trinkt dabei eine Tasse Tee. Bevor ich einen Satz niederschreibe, sage ich ihn meiner Mutter laut vor und bitte sie, den Satz gegebenenfalls umzuformulieren.

Aus dem Nebenzimmer höre ich das Geräusch der Tasten eines alten Computers, auf dem mein Vater einen Bericht schreibt. Ich stelle mir vor, wie die Finger des Vaters in raschem Staccato über die Tasten fliegen und beim Abriss des Schreibflusses immer wieder für kürzere oder längere Zeit innehalten. Während ich versuche, meinen nächsten Satz zu Papier zu bringen, schweifen meine Gedanken immer wieder in das Nebenzimmer und ich überlege mir, worüber mein Vater schreibt und ob er beim Formulieren seiner Sätze auch lange nachdenken muss. Während ich am Schreibtisch sitze und gedankenverloren vor mich hin starre, dreht sich meine Mutter zu mir und fordert mich auf, an meinem Text weiterzuschreiben.

Außer meiner Mutter befindet sich meine kleine Schwester im Zimmer. Auf einer Matte am Boden spielt sie mit Bauklötzen und bricht dabei immer wieder in wütendes Schluchzen aus, da ihr meine Mutter nur wenig Aufmerksamkeit schenkt. Sie konzentriert sich auf den Text, den ich gerade verfasse. Auch ich schenke den Geräuschen meiner Schwester wenig Aufmerksamkeit und schaffe es, mich trotz des Lärmes im Hintergrund auf meinen Text zu konzentrieren.

Nach einer Stunde legte ich die Füllfeder beiseite und lehnte mich entspannt in meinen Sessel zurück. Durch das Zimmerfenster sehe ich, wie der letzte glühende Zipfel der untergehenden Abendsonne hinter dem Kahlenberg verschwindet und der gesamte Himmel in ein purpurnes Abendrot getaucht wird. Der Erlebnisaufsatz ist zu Ende geschrieben und die Nacht bricht an.

Gedanken zum Schreiben

„Wer einen Text für die Öffentlichkeit schreibt, setzt sich. Mit gesenktem Blick konzentriert er oder sie sich auf Inhalt und Formulierung. Das Veröffentlichen kommt erst später. Schreiben ist zunächst eine Phase des Innehaltens, des stillen Arbeitens“ (Häusermann, 113).

Meine ersten Schreiberfahrungen machte ich mit sechs Jahren. Damals lernte ich das schwedische Alphabet, da ich in Schweden die Volksschule besuchte. Am Nachmittag nach der Schule brachte mir meine Mutter zu Hause das deutsche Alphabet bei. Zunächst hatte ich in der deutschen Sprache große Probleme mit der Rechtschreibung, da mir die richtige Verwendung der Umlaute schwer fiel und ich mir nie merken konnte, ob man in einem Wort „scht“ oder „st“ schreibt. Das Lernen der Schreibschrift fiel mir sowohl im Deutschen als auch im Schwedischen sehr schwer, da ich mir nie sicher war, wie ich den Bleistift oder die Füllfeder halten sollte. Ich erinnere mich noch gut daran, dass ich in den ersten zwei Jahren der Volksschule den Bleistift mit dem Daumen und der ganzen Faust anstatt mit dem Daumen und Zeigefinger hielt. Dementsprechend war auch meine Schrift nur schwer lesbar.

Nachdem ich in der dritten Klasse Volksschule die Schreibschrift einigermaßen gut beherrschte, fing ich mit dem Verfassen von Erlebnisberichten und frei erfundenen Geschichten an. Das Ausdenken von Geschichten machte mir großen Spaß, da ich vor allem als Kind eine rege Fantasie hatte und mich einen Großteil des Tages meinen Wunschträumen widmete. Ich stellte mir zum Beispiel vor, dass ich alleine tropische Inseln bereise, dort interessante Spielkameraden treffe und gemeinsam mit ihnen tauchen gehe und Wanderungen auf der Insel unternehme.

Als ich in der Oberstufe mit dem Verfassen von Texterörterungen begann, hatte ich zunächst Probleme, in meinem Text auf die Argumente des Autors einzugehen. Es kam häufig vor, dass ich zu Beginn zwar ein Argument des Autors erwähnte, danach aber völlig vom Text abkam und ein Thema, welches mich selbst beschäftigte und nicht immer etwas mit dem vorliegenden Text zu tun hatte, beschrieb. Nach einer Weile war ich dann soweit, dass ich mich selbst dazu zwang, mich bei der Erörterung strikt an die Textvorlage zu halten. In manchen Fällen, vor allem wenn ich mich mit dem vorliegenden Text nicht identifizieren konnte, hatte dies zur Folge, dass ich lange Zeit über einem leeren Blatt saß und nicht wusste, worüber ich schreiben sollte. Mit viel Übung und Geduld fand ich dann eine Möglichkeit, mit der ich sowohl auf den Text des Autors eingehen als auch meine eigenen Gedanken beschreiben konnte: Ich gliederte die Textvorlage zunächst in mehrere Absätze. In jedem Absatz markierte ich einen Satz, der mir besonders interessant schien. Diese Sätze zitierte ich dann der Reihe nach in meiner eigenen Erörterung und fügte ihnen in jeweils drei bis vier Sätzen meine eigenen Gedanken hinzu. Mit der Zeit lernte ich dann auch, wie komplizierte Schachtelsätze richtig verfasst werden und wie sie passend in einen Text eingebaut werden können. Manchmal verliehen die Schachtelsätze meinen Texten einen sehr gewählten und elaborierten Stil. In anderen Fällen

führte die Verwendung von komplizierten Formulierungen dazu, dass ich einfache Dinge sehr kompliziert ausdrückte und meine Texte dadurch schwer verständlich wurden.

Ab dem Eintritt in das Gymnasium begann ich Texte in Fremdsprachen zu verfassen. Zunächst fiel mir das Schreiben in zum Beispiel englischer Sprache schwer, da mein Wortschatz noch gering war und ich die Sätze in meinem Kopf zuerst auf Deutsch formulierte und danach in die englische Sprache übersetzte. Ab dem Zeitpunkt, ab dem ich englische und französische Texte auswendig zu lernen begann, stieg mein Wortschatz schlagartig an und bald hatte ich genug Phrasen und Redewendungen in meinem Kopf gespeichert, um englische und französische Sätze direkt, d. h. ohne Übersetzung aus dem Deutschen, zu verfassen.

Szene zum Sprechen

„Redekunst hat ihre zeugende Mitte also nicht dort, wo die antike Theorie stets anhebt, in der sogenannten „Erfindung“, inventio. Wirkliches Redewort steigt nur auf, wo ein lebendiger Gehalt, alles erfüllend, die Dämme des Leibes überflutet als ein vorbrechendes Quellen“ (Geißler in Donisch, 1938).

Ich besuche in Baden bei Wien den Kindergarten. Montags holt mich meine Tante Adelheid vom Kindergarten ab. Nun ist es wieder einmal Montag und meine Tante beschließt, mit mir nach dem Kindergarten zu einem Heurigen zu gehen. Es ist Frühling, die Vögel zwitschern und es ist schon relativ warm. Meine Tante und ich sitzen im Garten des Heurigen und sie fordert mich auf, ihr die Geschichte von der Frau Holle zu erzählen.

Ich beginne mit meiner Erzählung, doch es gelingt mir nicht immer, die chronologische Reihenfolge der Ereignisse zu beachten. Ich beginne mit der Einleitung des Märchens, nehme gleich darauf den Schluss der Geschichte vorweg und versuche danach jene Punkte darzulegen, welche sich zwischen der Einleitung und dem Schluss der Geschichte ereignen. Tante Adelheid versucht meine Erzählung zu strukturieren, indem sie mir Zwischenfragen zu inhaltlichen Details des Märchens stellt.

Am Anfang meiner Erzählung spreche ich sehr schnell, da ich gleich zur Hauptpointe des Märchens kommen will und überspringe so einige Teile der Erzählung. Durch die Zwischenfragen von Tante Adelheid werde ich in meinem schnellen Sprechtempo gebremst und muss immer wieder innehalten, um über einzelne Details des Märchens nachzudenken. Gegen Ende der Erzählung wird mein Sprechtempo langsamer und meine Stimme, die zu Beginn sehr laut und enthusiastisch gewesen war, beruhigt sich mehr und mehr.

Als die Kellnerin des Heurigen zu unserem Tisch kommt, beginnt sie lächelnd meinen Ausführungen zu lauschen. Als ich die Anwesenheit einer fremden Person bemerke, werde ich ein wenig nervös, so dass meine Stimme zitterig wird und stellenweise für einen Moment abbricht. Die Kellnerin bemerkt dies, lächelt mir aufmunternd zu, meint, dass ich mich durch ihre Anwesenheit nicht beunruhigen lassen sollte und lobt mich für meine bisherige Erzählung. Das Lob und die netten Worte der Kellnerin geben mir neuen Mut, meine Erzählung in Ruhe und mit Bedacht zu Ende zu führen.

Während meiner Erzählung lasse ich mich einige Male vom Treiben der anderen Gäste ablenken. Ich blicke beispielsweise auf die knallrote Jacke und den golden verzierten Hut der Frau am Nebentisch und beobachte, wie sich zwei Tische weiter ein älterer, bereits etwas angetrunken Herr überschwänglich von seinem Freund verabschiedet und ihn immer wieder umarmt. Außerdem ist noch ein Hintergrundradio zu hören und ich versuche immer wieder das Lied, welches gerade gespielt wird, zu verstehen. Jedes Mal, wenn ich mich ablenken lasse, holt mich Tante Adelheid zu meiner Erzählung zurück und fordert mich auf, mich auf den Inhalt des Märchens zu konzentrieren. Nach jeder Ablenkung muss ich wieder einen Einstieg in die Erzählung finden. Dazu fasst Tante Adelheid die von mir bisher geschilderten Inhalte kurz zusammen und ermöglicht mir so, meine Erzählung von der passenden Stelle an direkt fortzusetzen. Nach zwanzig Minuten bin ich mit dem Erzählen der Geschichte fertig und meine Tante bestellt mir einen Traubensaft mit einem Liptauerbrot.

Gedanken zum Sprechen

„Der Mensch spricht leise oder laut, er flüstert oder ruft, er spricht zu anderen oder vielleicht auch zu sich selbst, er plaudert, ein Wort gibt das andere, er redet feierlich oder diplomatisch, er liest etwas ab, produziert mit größter Leichtigkeit Floskeln und Redensarten, oder er sucht verzweifelt nach den passenden Worten. Dabei ist er überwiegend auf die Sache, von der die Rede ist, und auf seinen Gesprächspartner konzentriert und nicht auf das Sprechen selbst. So wird ihm das Sprechen selbst auch meist nicht zum Problem“ (Herrmann et al., 17).

Die soeben beschriebene Szene ist die am längsten zurückliegende Sprechsituation, an die ich mich erinnern kann, und sie zeigt, dass es viel Konzentration erfordert, in einer Erzählung stets den roten Faden zu bewahren und sich nicht von Dingen, die während des Erzählens um einen herum passieren, ablenken zu lassen. Außerdem zeigt diese Szene, dass Zwischenfragen dem Sprecher in seiner Erzählung Orientierung geben können und oftmals dazu beitragen, seinen Redefluss aufrecht zu erhalten.

Im Zusammenhang mit der Tätigkeit des Sprechens denke ich zunächst daran, wie ich als Kind gesprochen habe. Den Autobus nannte ich stets „Autogus“ und von zahlreichen Gegenständen wusste ich noch nicht, wie sie korrekt benannt werden. Aus diesem Grund mussten mir die älteren Personen meiner Umgebung laufend neue Begriffe beibringen und waren oftmals dazu gezwungen, eigenständig zu überlegen, was ich mit meinen Äußerungen gemeint haben könnte.

Während meiner Schulzeit übernahm ich von meinen Mitschülerinnen und Mitschülern den Wiener Dialekt. Im Gespräch mit Gleichaltrigen benutzte ich häufig umgangssprachliche Redewendungen und Wörter, die meinen aus Kärnten stammenden Eltern unbekannt waren. Wenn ich mich dann zu Hause mit den Eltern unterhielt, versuchte ich Hochdeutsch zu sprechen und verwendete so einen ganz anderen Gesprächsstil als in den Unterhaltungen mit Schulkameraden.

Während meiner ersten Jahre als Student lernte ich, auf welche Dinge ich im Gespräch mit höher gestellten Personen wie zum Beispiel Lehrenden an der Universität achten muss. Ich gewöhnte mich an die an einer Hochschule üblichen Anredeformen und versuchte im Gespräch mit ProfessorInnen, StudienprogrammleiterInnen und anderen UniversitätsmitarbeiterInnen stets den richtigen Ton zu finden. Ich bemühte mich darum, stets einen freundlichen und respektvollen Umgangston zu bewahren und versuchte andererseits, meine Anliegen kurz und bündig zu formulieren. Dabei versuchte ich, in einem entschlossenen Ton zu sprechen und so meinem Gesprächspartner zu vermitteln, dass ich fest hinter meinen Anliegen stehe und bereit bin, für die Erfüllung meiner Anliegen Arbeit in Kauf zu nehmen.

Während meiner Unterrichtstätigkeit als Mathematiklehrer habe ich mich an das Sprechen vor einer Schulklasse gewöhnt. In meinen ersten Unterrichtsstunden war ich noch relativ aufgeregt, was oftmals dazu führte, dass ich stotterte und nicht recht wusste, wie ich den Lernenden einen mathematischen Sachverhalt möglichst kurz und einfach darlegen kann. Mit der Zeit erlangte ich beim Sprechen vor der Klasse immer mehr Sicherheit und fand immer wieder neue Möglichkeiten, den Schülerinnen und Schülern mathematische Inhalte sprachlich zu vermitteln.

Neben meiner Unterrichtstätigkeit verfasste ich eine Dissertation zur Geschichte, Sprache und Lebensweise der Russischen Altgläubigen im Donaudelta, die auf achtzig Interviews mit Vertretern dieser Volksgruppe basiert. Die Interviews führe ich oftmals mit älteren Menschen, denen manchmal nicht sofort klar ist, welche Information ich durch eine bestimmte Frage erhalten möchte. In solchen Situationen ist es essentiell, die Interviewfragen spontan anders zu formulieren, so dass den Informanten klar wird, worauf eine bestimmte Frage abzielt. Manchmal hilft es beim Interviewen auch, eine Frage langsam zu wiederholen und dem Gesprächspartner einige Augenblicke Zeit zu geben, sich die Antwort auf die Frage in Ruhe zu überlegen.

Szene zur Stimme

„Für die Erziehung der Stimme ist also die richtige Atmungsfunktion die conditio sine qua non, das Fundament, ohne dessen klares Gefüge niemals eine schöne, dauerhafte, gesunde Stimme aufgebaut werden kann. Deshalb ist die Atmung, wie ich sie lehre, ein Teil der Stimmbildung, der nicht so nebenbei gestreift, sondern zum maßgeblichen Baustein des Stimmaufbaues gemacht werden muß [sic]“ (Egenolf, 8).

Ich bin sechzehn Jahre alt und habe vor kurzem begonnen, in der Pfarre Maria Himmelfahrt Orgel zu spielen. Am liebsten spiele ich in den Messen um acht Uhr. Diese Messen sind sehr besinnlich und in der musikalischen Gestaltung der Messen bin ich relativ frei. Gemäß den Forderungen der Liturgie muss ich bestimmte Lieder spielen, doch während der Kommunion kann ich ein vorzugsweise klassisches Vorspielstück frei wählen.

Nun ist es kurz vor acht. In Kürze wird der Messner den Gottesdienst mit einem Läuten beginnen und dann werden der Pfarrer und die Ministranten feierlich in die Kirche einziehen. Als Organist muss ich bei den Liedern selbst laut mitsingen, um den Besuchern des Gottesdienstes zu vermitteln, in welcher Tonlage und in welchem Tempo ein Lied gesungen werden soll. Ich greife in die Tasten und beginne mit dem Einzugslied, doch plötzlich versagt mir meine Stimme. Es ist eine der ersten Messen, welche ich als Organist begleite, und das Spielen vor einer großen Menschenmenge macht mich noch ein bisschen nervös, was sich automatisch auf die Stimme niederschlägt. Ich möchte den Ton des Eingangsliedes mit meiner Stimme genau treffen, doch stattdessen bringe ich nur ein leises Hauchen hervor. So spiele ich die erste Strophe des Eingangsliedes stumm und hoffe darauf, dass meine Stimme bald wieder zurückkommt.

Der Chorleiter sitzt knapp hinter der Orgel, welche sich in unserer Kirche links neben dem Altar befindet. Als er merkt, dass mir meine Stimme abhanden gekommen ist, beginnt er wiederum laut zu singen, um mir eine klare Vorgabe für das Tempo des Liedes zu geben. Die feste und sichere Stimme hinter mir gibt mir neuen Mut und nach einigen Augenblicken beruhigt sich meine Nervosität und schon bald kann ich beim Lied, welches ich gerade spiele, mitsingen. In den Pausen zwischen den Strophen hole ich jedes Mal kräftig Luft, um dann mir voller Energie bis zum Ende der nächsten Strophe zu singen. Mit jeder Strophe wird meine Stimme sicherer und klarer und schon bald macht es mir große Freude, die verschiedenen Stimmen aus der Menschenmenge hinter mir mit meiner lauten Stimme durch das Eingangslied zu geleiten.

Zum Gloria spiele ich ein Lied, welches aus einem Vor- und Antwortgesang besteht. Als Organist und Vorsänger muss ich eine Melodie singen, welche tief anfängt und gegen Ende der Strophe hin immer höher wird. Jedes Mal, wenn ich die Tonlage meiner Stimme erhöhe, hole ich tief Luft, um bis zum nächsten Tonlagenwechsel ohne Atemholen durchsingen zu können. Vor der letzten Strophe vergesse ich auf das Atemholen und gleich darauf spüre ich während des Singens in sehr hoher Tonlage einen immer stärker werdenden Druck auf dem Brustkorb. Bald wird dieser Druck so stark, dass meine Stimme jäh abreist. Mir ist der Atem ausgegangen und man hört für einige Momente nur den dumpfen Klang der Orgel. Während die Gemeinde den Antwortgesang singt, bringe ich meinen Stimmapparat durch gleichmäßiges Atemholen wieder ins Gleichgewicht, so dass ich zu Beginn der nächsten Strophe wieder die Rolle des Vorsängers übernehmen kann. Bald gelingt mir das Atemholen in den Pausen besser und während des restlichen Glorialiedes ergibt sich kein weiterer Abriss meiner Stimme.

Den Text zum Abschlusslied der Messe kenne ich nicht genau, deshalb summe ich die Melodie mit. Das Summen erzeugt ein wohliges Vibrieren meiner Stimmbänder, welches sich in die Bauchgegend überträgt. Für den Moment des Atemholens verschwindet das Vibrieren und ich spüre die kalte Luft in der Kirche in meinen Brustkorb einströmen. Danach setzt das Vibrieren wieder ein und beginnt meinen Brustkorb von innen her zu wärmen. Am Ende des Abschlussliedes hat sich mein gesamter Stimmapparat durch das gleichmäßige Summen entspannt und ein wohliges, freies Gefühl durchzieht meinen Brustkorb.

Nach dem Gottesdienst unterhält sich ein Bekannter mit mir und ich spüre, dass meine Stimme durch das Singen und Summen einen festen, ruhigen Klang angenommen hat. Ich spreche langsam und

konzentriere mich auf das regelmäßige, bewusste Atemholen. Dabei lausche ich dem tiefen Klang meiner Stimme und versuche mir selbst beim Sprechen zuzuhören.

Gedanken zur Stimme

„Als ich mit meiner Naturstimme zu singen begann, konnte ich von unten nach oben ohne irgendeine Unterbrechung der Stimme singen. Erst bei meinem ersten unseligen Unterricht wurde mir erklärt, daß [sic] die Stimme Register habe, daß [sic] man also bei jedem Wechsel etwas mit der Stimme vornehmen müsse, um diese Register auszugleichen. Ich habe vergeblich diese Register bei mir festzustellen versucht“ (Egenolf, 28).

Im Bezug auf das Thema Stimme fällt mir sofort ein, dass mein ehemaliger Musiklehrer oft sagte, die Stimme sei ein Instrument, welches man erlernen muss. Dieser Aussage stimme ich voll und ganz zu, da ich selbst sechs Jahre in einem Chor gesungen habe und mich noch genau erinnere, wie oft wir während der Proben ein und denselben Takt üben mussten, bis alle Chormitglieder die richtige Tonlage erreichten und im richtigen Rhythmus sangen. Außerdem kann die Stimme gleich wie jedes andere Musikinstrument hinsichtlich der Lautstärke und der Tonlage moduliert werden. Die Stimme ist also unser körpereigenes Instrument, auf dem wir jederzeit üben können und dass wir je nach Ausdauer und Fleiß beliebig weiterentwickeln können. Wir können unsere Stimme so weit trainieren, bis wir gute wenn nicht sogar professionelle Sänger sind, wir können unsere Stimme aber auch verkümmern lassen, indem wir wenig oder falsch sprechen bzw. die Stimme durch zum Beispiel übermäßig lautes und häufiges Schreien überbelasten.

Bei der Stimme denke ich aber nicht nur an unser körpereigenes Musikinstrument, sondern auch daran, dass ich über das Medium Stimme eigene Emotionen ausdrücken und beim Gesprächspartner Emotionen hervorrufen kann. Wenn ich zum Beispiel sehr sanft und leise spreche, kann ich Gefühle wie Traurigkeit ausdrücken oder meinen Gesprächspartner trösten. Wenn ich sehr laut spreche und meine Stimme deutlich artikuliere, kann ich meinen Gesprächspartner um etwas bitten, ihn zu etwas ermahnen oder ihm Gefühle wie Ärger, Aggression und Verdruss vermitteln.

Für mich ist es auch immer wieder interessant, eine fremde Stimme zu hören, ohne die sprechende Person sofort zu sehen. Dies ist beispielsweise der Fall, wenn ich mit einer unbekanntenen Person telefoniere. An der Höhe und Lautstärke der Stimme, sowie am Sprechtempo der Person versuche ich mir vorzustellen, wie die Person aussehen könnte und welchen Charakter sie wohl haben mag. Wenn ich die Person später persönlich kenne, freue ich mich sehr, wenn ich bemerke, dass ich ein paar Charaktereigenschaften oder Eigenheiten der Person richtig vorausgedeutet habe.

Schluss

Abschließend möchte ich anmerken, dass mir beim Verfassen dieses Textes klar geworden ist, worin die Besonderheiten und Eigenheiten der Tätigkeiten Hören, Schreiben und Sprechen, sowie der Stimme liegen. In meinem Alltag höre ich nur relativ wenige Dinge wie etwa die Musik während eines klassischen Konzertes bewusst. Die meisten Dinge, etwa Telefongespräche von Fahrgästen in öffentlichen Verkehrsmitteln, überhöre ich. Den Prozess des Schreibens sehe ich als Diskussion mit mir selbst, welcher mir dabei hilft, Gedanken oder Erlebnisse zu verarbeiten. Während des Niederschreibens der Sätze rede ich oft laut mit mir selbst, um eine besser passende Formulierung zu finden oder um mir darüber klar zu werden, dass der soeben niedergeschriebene Satz passt. Beim Verfassen von Erlebnisberichten lasse ich ein bestimmtes Ereignis aus meinem Leben wie beispielsweise eine Wanderung in den letzten Sommerferien Revue passieren und erinnere mich dabei im Nachhinein an bestimmte Einzelheiten – etwa das Wetter während der Wanderung oder das Aussehen des Kreuzes am Berggipfel-, die ich ohne das Niederschreiben des Ereignisses wahrscheinlich bald schon vergessen hätte. Im Hinblick auf das Sprechen wurde mir bewusst, auf wie viele Arten ich sprechen kann. Durch die jeweilige Sprechart kann ich dem Gesprächspartner bestimmte Emotionen vermitteln, ihm einen Sachverhalt darlegen oder ihn dazu bewegen, etwas zu tun bzw. etwas zu unterlassen. Hinsichtlich der Stimme ist mir wichtig, meine Stimme in einem guten Zustand zu erhalten und sie nach Möglichkeit weiterzuentwickeln. Unsere Stimme ist die Grundlage dafür, an einem Sprechakt teilzunehmen bzw. einen Sprechakt zu beginnen und sie ist meiner Ansicht nach unsere beste und effizienteste Möglichkeit, Emotionen an die Außenwelt zu vermitteln.

Quellen

1. Donisch, M. (hrsg.): Bericht über den internationalen Kongress Singen und Sprechen in Frankfurt am Main 1938., Berlin, 1938.
2. Egenolf, H.: Die menschliche Stimme. Ihre Erziehung, Erhaltung und Heilung., Stuttgart, 1953.
3. Häusermann, J.: Schreiben., Konstanz, 2008.
4. Hellbrück, J.; Ellermeier, W.: Hören. Physiologie, Psychologie und Pathologie., Göttingen, 2004.
5. Herrmann, T.; Grabowski, J.: Sprechen. Psychologie der Sprachproduktion., Heidelberg, 1994.
6. Kahlert, J.; Schröder, M.; Schwanebeck, A.(hrsg.): Hören. Ein Abenteuer., München, 2001.
7. Schärf, C. (hrsg.): Schreiben. Szenen einer Sinngeschichte., Tübingen, 2002.